

Annette Bührig-Hollmann: Selbstfindung versus Identifizierung¹

„Muss ich wissen, wer ich bin?“ Diese Frage beantworte ich mit - ja. Und bevor ich darstellen werde, wie dieses Wissen von mir selbst aussehen kann, wir haben ja gehört, wie viele Bedenken und Einwände es gegen die Idee des Ich gibt, möchte ich darstellen, wieso ich dennoch davon ausgehe, dass ohne eine Gewissheit des eigenen Ich, zu dem ich eine Beziehung habe, meine Arbeit als Coach und Supervisorin schwierig würde. Die Motivation für den Ansatz, den ich Ihnen im Folgenden vorstellen will, resultiert aus meiner alltäglichen Erfahrung. Wenn ich nämlich mit mir in irgend einer Hinsicht im Unklaren bin, vielleicht etwas, was mich ganz persönlich betrifft und ich möchte mit anderen klären, was sie von der Angelegenheit halten, dann habe ich bisher immer gespürt, ob diese Sicht der anderen zu mir passte oder nicht. Ich hatte immer ein Gefühl dafür, ob das, was die anderen dachten, mir vielleicht vorschlugen oder rieten angemessen war oder ob ich dachte, ja, so kann man das auch sehen, aber ich blieb doch eher unentschlossen, vielleicht auch ratlos.

Es geht mir in meiner beruflich Praxis als Coach und Supervisorin darum, eben kein Gefühl der Ratlosigkeit zu hinterlassen, keine Vagheit darüber, ob das, was während der gemeinsamen Arbeit an Erkenntnissen und Entscheidungen, die die Menschen hier finden, wirklich zu ihnen passen. Die Ergebnisse sollen auf der Grundlage von Selbstgewissheit entstehen, sonst wäre der Beratungsprozess beliebig, vielleicht wirkungslos. Das aber gilt es zu vermeiden.

Wie kann das geschehen? Ich werde Ihnen heute dazu einen Ansatz, auf dem meine Arbeit aufbaut, darstellen. Diesen Ansatz entlehne ich der Neuen Phänomenologie Hermann Schmitz¹. Herrmann Schmitz war von 1971 - 1993 ordentlicher Professor für Philosophie an der Universität Kiel. Er gilt als Begründer der Neuen Phänomenologie und, nachdem es unter uns schon einige neue Freunde der Phänomenologie Heideggers gibt, darf ich vielleicht hoffen, dass Sie auch dieser Anregung folgen wollen ... :)

So, genug der Vorrede - das Wesentliche zuerst: Ziel dieses Vortrags ist, dass die Begriffe **Selbstfindung** und **Identifizierung** im Hinblick auf das *Ich als sich selbst Erkennendes* deutlich werden möge.

Ich möchte Ihnen von einem Wochenende erzählen, dass ich Anfang dieses Jahres mit Seminaren zu Supervision und Coaching verbracht habe und von diesem Wochenende möchte ich Ihnen zwei kleine Begebenheiten vorstellen:

1. Als ich den Seminarort erreichte, war es schon spät und die erste Veranstaltung sollte bald beginnen. Ich stand mit meiner Reisetasche, meiner Sporttasche, einer weiteren Tasche mit Seminarunterlagen und meiner Handtasche vor der Rezeption des Seminargebäudes und die freundliche Frau hinter Glas sprach durch die Öffnung in dieser Glasscheibe zu mir. Sie reichte mir nach dem Anmeldevorgang die Zimmerschlüssel für mein Quartier, das ich während meines Aufenthaltes dort beziehen sollte, und teilte mir mit, nachdem sie etwas mitleidig mein Gepäck in Augenschein genommen hatte, wie ich zu diesem Zimmer gelangen sollte. Ich hatte das Haupthaus zu verlassen, dieses Mal sei hier leider kein Platz mehr gewesen, und ich müsse im sogenannten Altbau unterkommen. Das kenne ich zwar nicht, sei aber nicht zu verfehlen. Ich müsse nur durch den Neubau hindurchgehen, immer Richtung Wasser (das Seminargebäude liegt an einer Talsperre), dann an der Küche vorbei Richtung großer Seminarraum, davor ins Treppenhaus, dann

¹ vergl. Herrmann Schmitz. Kurze Einführung in die Neue Phänomenologie. München, 2012

ganz nach oben unter`s Dach, dort dann links in den langen Flur linker Hand und dann auf der rechten Seite, dort sei die Nr. 21. Ich fände das schon.

Ich machte mich auf den Weg und kam tatsächlich zur Nr. 21. Interessant an dieser erfolgreichen Wegbeschreibung ist für uns hier Folgendes: Die Art der Kennzeichnung, die hier das Zimmer mit der Nummer 21 erhalten hat, ist eine völlig hinreichende Kennzeichnung derart, dass 1. diese Kennzeichnung **eindeutig ist** (in diesem Fall jedenfalls, ansonsten könnte sie leicht so ergänzt werden, dass sie eindeutig würde) und 2., dass **das Relat** dieser Kennzeichnung, also das, was bezeichnet wird, **vorher nicht bekannt sein muss**. Man kann es auch noch etwas präzisieren: Von einer Kennzeichnung dieser Art, um die es sich hier bei dem Zimmer handelt, kann man regelrecht erwarten, durch sie „zuerst mit der gekennzeichneten Sache bekannt gemacht zu werden“¹. Damit ist die Funktion solcher Kennzeichnung auch angedeutet: Man wird mit einem Gegenstand, mit einem Sachverhalt oder auch mit einer anderen Person so bekannt gemacht. Die Frage ist nun, ob es auch diese Art der Kennzeichnung oder Identifizierung eines Gegenstandes unter vielen anderen nicht auch mit der eigenen Person gelingen kann, um sich selbst in der Menge der anderen Individuen eindeutig zu identifizieren. Dies wäre eine wertvolle Voraussetzung beispielsweise für einen therapeutischen Prozess, da ich mit dieser Selbstgewissheit eindeutig im Beratungsprozess gemeint wäre.

Der Unterschied dieser Art der Kennzeichnung zu der Kennzeichnung der eigenen Person, also der Selbstzuschreibung, besteht aber genau darin, dass wir es hier mit einer eigentümlichen Unzulänglichkeit zu tun haben. Von jeder anderen Kennzeichnung kann man erwarten, dass mich das Gekennzeichnete durch den Vorgang der Kennzeichnung mit dem betreffenden Gegenstand oder Sachverhalt vertraut macht. So machte mich die Kennzeichnung der Dame am Empfang mich vertraut mit der mir unbekanntem Bleibe. Die Kennzeichnung bei Selbstzuschreibung ist aber eine „Identifizierung von etwas mit mir. ...Selbstzuschreibung besteht darin, etwas für sich (oder sich für etwas) zu halten.“² Und an dieser Stelle tut sich die Schwierigkeit auf: im Falle der Selbstzuschreibung muss das, was bezeichnet werden soll, schon vor der identifizierenden Kennzeichnung bekannt sein: Wer bin ich, auf den diese Kennzeichnung passen soll? Bin ich mit dieser Kennzeichnung gemeint? Ist diese Kennzeichnung zutreffend, vollständig? Es ergibt sich ein zielloser Prozess ad infinitum, in dem etwas mit demselben unter einer anderen Beschreibung identifiziert würde, wobei offen bliebe, ob ich selbst das bin. Selbstzuschreibung wäre also nur dann möglich, wenn ihr „ein identifizierungsfreies Selbstbewusstsein ohne Selbstzuschreibung zu Grunde liegt.“³

An dieser Stelle möchte ich Ihnen von der 2. Erfahrung meines schon erwähnten Seminarwochenendes erzählen. Nach einem langen Vortrag über das Altruismusgebot im Coachingprozess verliefen sich die Teilnehmer des Seminars in unterschiedliche Workshops. Mein gewählter Workshop thematisierte die Problematik von Coaches und Supervisoren, oft nur indirekten Kontakt zu Klienten zu bekommen, vermittelt durch die Klienten selbst. Dieser Schwierigkeit zu entkommen sei aber für das Gelingen des Coaching- und Supervisionsprozesses notwendig. Im weiteren Verlauf des Seminars wurde in diesem Zusammenhang vorgestellt, was unter „einfühlsames Verstehen“ gemeint ist, eine Haltung, die diesen Kontakt zum Klienten erleichtern soll. Während des

¹ ebenda, S. 29

² ebenda S. 29

³ ebenda S. 30

Workshops tat sich im Folgenden eine Fraktion von Mitgliedern auf, die dieses Konzept verwarfen, weil sie an der Vorstellung hingen, dass ein unvermittelter Zugang zum Klienten prinzipiell ausgeschlossen sei, wie ja jeder unvermittelte Zugang, selbst zum eigenen Erleben, durch die reflektierende Nachschau schon eine Konstruktion sei. Damit, so die Meinung vieler Kollegen, sei ja die Möglichkeit eines direkten und damit authentischen Zugang zum Erleben eigener wie auch fremder Inhalte unmöglich. Es sei hier nur noch darauf hingewiesen, dass dieser Streit in einer Art Glaubenskrieg ausging. Die Sache konnte nicht geklärt werden.

Es geht damit um das Problem, wie man zu einer Gewissheit seiner Selbst gelangen kann, ohne

1. dem infiniten Regress einer identifizierenden Kennzeichnung ausgeliefert zu sein und
2. die Mängel einer nur retrospektiv angelegten Konstruktion zu ertragen. Die Frage lautet also: Gibt es eine andere Möglichkeit der Selbstgewissheit?

Zentral in diesem Zusammenhang ist ein Begriff der Neuen Phänomenologie: das „affektive Betroffensein“¹.

Mit den Worten der Neuen Phänomenologie käme es darauf an, ein Bewusstsein dafür herzustellen, dass Tatsachen des affektiven Betroffenseins subjektive Tatsachen sind, „die schon in ihrer bloßen Tatsächlichkeit, abgesehen von ihrem Inhalt, den Stempel der Meinhaftigkeit tragen“.² Ein Beispiel soll die Tatsache der subjektiven Betroffenheit, die die Grundlage des Selbstbewusstseins in diesem Sinne ist, veranschaulichen. Nehmen wir die Aussage: „Ich bin traurig.“ Wenn jemand anderes diese Tatsache ausdrücken wollte, müsste er etwas sagen wie: „Annette Bührig ist traurig.“ Der andere dürfte nicht in der 1. Person Singular sprechen, er müsste meinen Namen verwenden. Ich könnte diese Aussage dann nachsprechen, und hätte es mit der Tatsache zu tun, dass Annette Bührig traurig ist. Dieser Tatsache aber fehlt etwas, das in der Tatsache, die mein ursprünglicher Ausspruch „Ich bin traurig“ noch mitbeschrieben war, das ist, wie Hermann Schmitz es nennt, die „Intensität der Ergriffenheit“³, mit der die Trauer, von der hier die Rede ist, mich angeht. Diese Ergriffenheit markiert den Unterschied zwischen der objektiven Tatsache, dass Annette Bührig traurig ist, und von der der andere etwas sagen konnte, und der subjektiven Tatsache, die nur ich, mit der Benutzung der 1. Person Singular, formulieren kann. Dabei ist der Inhalt beider Aussagen derselbe, aber der Inhalt markiert eben nicht den Unterschied, sondern die Tatsächlichkeit der Aussage ist das entscheidende Merkmal der subjektiven Tatsache.

Die Identität, die hier durch die Tatsächlichkeit einer subjektiven Tatsache erkennbar wird, nennt Schmitz „absolute Identität“⁴, die für uns allerdings nicht selbstverständlich ist. Absolute Identität, die keiner Identifizierung bedarf, erleben wir dort, wo das, was uns begegnet, mit uns selbst ohne Spielraum, ohne Vergleichbarkeit merklich zusammenfällt. Im weiteren Verlauf werde ich nun versuchen darzustellen, was Schmitz mit diesem Erleben genauer meint, mit dem Erleben von subjektiven Tatsachen, die eine Menge von Ereignissen beschreiben, die auch als „primitive Gegenwart“ bezeichnet werden und damit einen Gegensatz beschreiben zu der oben erwähnten reflektierenden Nachschau.

Ereignisse als die einer primitiven Gegenwart sind in gewisser Hinsicht *neu* für uns. Schmitz nennt hierfür Beispiele, in denen unser Leib auf das als neu Erlebte spürbar

¹ ebenda

² ebenda, S. 31

³ ebenda

⁴ ebenda S. 33

reagiert. Das geschieht, wenn wir heftig zusammenschrecken, von Schmitz als leibliche Engung beschrieben, heftiger Schmerz löst diese Engung ebenfalls aus, manchmal auch empfundenen Ekel. Wir nehmen die entsprechende Situation leiblich und damit spürbar wahr. Ähnlich ergeht es unserem Leib, wenn wir in einen Raum kommen, wir selber in vielleicht heiterer Stimmung, und wir spüren buchstäblich die dicke Luft in diesem Raum, vielleicht weil die Menschen dort vorher etwas Unangenehmes erfahren haben. Auch hier empfinden wir eine leibliche Engung, die Atmosphäre kann von uns sprichwörtlich mit Händen gegriffen werden. Unsere Sprache zeugt hier von der Qualität der gemachten Erfahrung als subjektiver Tatsache, die als leiblich spürbar beschrieben wird. Oder denken Sie an eine Trauergesellschaft - die leibliche Engung ist an den anwesenden menschlichen Körpern deutlich zu sehen. Niemand, der hier ergriffen ist, muss erst verlegen fragen, wie man sich hier einfügt. Die Gebärdensicherheit ist der sichere Beweis dafür, „dass das ergreifende Gefühl den Leib unmittelbar mit einer Bewegungssuggestion heimsucht.“¹

Auf der anderen Seite gibt es neben der Gefühl der leiblichen Engung auch das der Weitung. Dabei handelt es sich um leibliche Zustände, in denen die Engung des eigenen Leibes in die Weite gleichsam ausläuft. So ist Freude beispielsweise eine hebende Atmosphäre, die den Leib zum Schweben bringt, zum beschwingten Gang, ja zum Hüpfen bringt (denken Sie an das Wort Freudensprung“ und wieder ist es unsere Sprache, die uns hier zeigt, wie selbstverständlich die leibliche Regung unserer Gefühle sind). Schmitz sagt über die Freude, dass „deren hebende Tendenz im Gegensatz zur Erdschwere das Leben leiblich leicht macht.“²

Und was wäre so ein Abend wie heute ohne Poesie, denken Sie nur an Eichendorffs wunderbare Verse der Mondnacht, wenn er eine Atmosphäre beschreibt, in der er ein lyrisches Ich das Gefühl der Weite erlebt: Es war als hätt der Himmel/die Erde still geküsst/dass sie im Blütenschimmer/von ihm nun träumen müsst// Die Luft ging durch die Felder/die Ähren wogten sacht/es rauschten leis die Felder/so sternklar war die Nacht// Und meine Seele spannte/weit ihre Flügel aus/flog durch die stillen Lande/als flöge sie nach Haus.

Mit diesem letzten Beispiel haben wir ein Ereignis einer anderen, komplexen Art zu tun, es geht hierbei nämlich nicht nur um eine leibliche Regung wie etwa beim Schmerz, sondern es geht hierbei um die Wahrnehmung eines Gefühls, was nach Schmitz die Erklärung von Atmosphären sind, die wir leiblich spüren. Demnach sind Atmosphären in den Raum ergossene Gefühle. Und wenn ich schon Eichendorff zitiert habe, darf natürlich Goethe bei mir nicht fehlen. Lassen Sie mich ein Ihnen bekanntes Beispiel für das Ergriffensein durch die Wahrnehmung von Atmosphäre geben: Goethes Faust zeigt sich in diesem Sinne ergriffen, als er selbst nämlich in einer ganz anderen Stimmung plötzlich die Atmosphäre in Gretchens Zimmer spürt. (Wir erinnern uns: Nachdem er Gretchen auf der Straße gesehen hat, zugegebenermaßen in einem drogenhaften Zustand, will er Mephistopheles erst folgen, wenn er ihm diese Dirne beschaffen kann. Um Faust Gier anzustacheln, arrangiert Mephistopheles einen kurzen unbeobachteten Abstecher in Gretchens Zimmer, in dem er ein Geschenk hinterlässt. Als lüsterner Spion betritt er dieses Zimmer, doch seine Stimmung ändert sich bald, als er die besondere Atmosphäre dieses Zimmers aufnimmt:

„Willkommen, süßer Dämmerchein, der du dies Heiligtum durchwebst, ergreif mein Herz, du süße Liebespein, die du vom Tau der Hoffnung schmachtend lebst!/Wie atmet rings

¹ ebenda S. 88

² ebenda S. 80

Gefühl der Stille, der Ordnung, der Zufriedenheit,/in dieser Armut welche Fülle!/In diesem Kerker, welche Seligkeit!

Zufriedenheit ist eine reine Stimmung, eine erfüllte Weite, anders als die leere Weite der Verzweiflung, die uns mit ihrer Haltlosigkeit und Richtungslosigkeit bestürzt. Die Zufriedenheit ist eine erfüllte Weite, besonders deutlich spürbar als Gefühl der Geborgenheit und Liebe eines Menschen und auch eines harmonischen Raumes, einhergehend mit ruhigem, gefasstem und gleichzeitig kraftvollem Selbstvertrauen und tiefer Gelassenheit. Hegel meint diese Zufriedenheit, wenn er schreibt: Es gibt eine selige Zufriedenheit, die, ohne Täuschung betrachtet, mehr ist als alles, was glücklich sein heißt.“

Ich habe ausgeführt, dass es affektives Betroffensein gibt, dieses hat immer die Gestalt einer leiblichen Regung - der Engung oder Weitung - einer Betroffenheit durch Gefühle, die den Leib ergreifen. Damit aber noch nicht genug, das affektive Betroffensein ist im Gegensatz zur Emotionslähmung eben aktiv. Im Falle Fausts bedeutet dies, dass dieser sich nicht nur einer Atmosphäre ausgesetzt fühlt und diese irgendwie nur passiv erträgt, sondern Faust fühlt sich von dieser Stimmung verändert in seiner eigenen Stimmung, er erträgt diese Atmosphäre nicht nur sondern verhält sich auch zu ihr, indem er anders als Mephistopheles, der hier unsensibel ist, zaudert und seine Pläne kritisch betrachtet, wenn auch nicht abändert (dann würde die Gretchentragödie ausbleiben). Untrennbar mit dem Erleben verschmolzen ist hier die Gesinnung, mit der das Betroffensein eine aktive Komponente gewinnt. Wir erleiden vielleicht viele Gefühle, nehmen wir ein simples wie den Hunger. Aber selbst bei diesem Gefühl kommt zu dem Betroffensein unsere Gesinnung hinzu, wir ertragen dieses Gefühl nämlich mürrisch, geduldig, jammervoll oder aggressiv. Damit ist gezeigt, dass es auf die Person auch als Urheber ankommt und nicht alles von selbst abläuft, weil wir dem leiblichen Erleben ausgeliefert sind.

Affektives Betroffensein führt uns zu unseren subjektiven Tatsachen, die in ihrer Einzelheit allerdings nicht bewusst sind sondern in primitiver Gegenwart erlebt werden. So hätte Faust auch nicht zu sagen gewusst, welche Details des Zimmers zu der empfundenen Atmosphäre beitragen. Mephistopheles, der für die Atmosphäre unempfindlich bleibt, nennt Gretchens Zimmer rein, ohne damit die Reinheit zu spüren, er sieht, dass es sauber und ordentlich ist, mehr nicht. Dieses Erleben subjektiver Tatsachen ist ein Garant für die Gewissheit des eigenen Selbst durch das eigenleibliche Spüren. Wir kennen diese Erlebnisse aber dennoch alle, auch wenn ihre Dauer und die Häufigkeit für uns eher unberechenbar erscheinen, d.h. sie kommen und gehen und kommen wieder, ohne dass es Sinn macht zu fragen, wie sie die Zwischenzeit verbracht haben. Und dennoch: das Erinnern und Bewusstmachen dieser unkalkulierbaren Erlebnisse vermittelt uns dadurch, dass wir Weitung oder Engung empfinden, die Möglichkeit bewusster Selbstfindung ohne Identifizierung. Der Einbruch dieses Neuen zerreißt die Dauer, sie exponiert Gegenwart, damit dieses als **ich, hier, jetzt** sich ereignet; damit steht der fest, der affektiv betroffen ist und sich auf dieser Grundlage wahrnimmt.